

Einleitung vor Anzünden der 1. Kerze

Jedes Jahr versetzt uns die Jahreszeit hierzulande in die dunkle und kalte Dimension der Welt. Aber es ist nicht nur die Sonne, die tiefer steht und uns ihre Wärme vorenthält. Auch in unserer Zeitgeschichte und Gesellschaft wachsen Dunkelheiten und verfinstern manche Lichter:

Es ist eine Sache, dass aus armen oder chaotischen Ländern wieder Menschenmassen mit dem Traum vom besseren Leben vor den Toren Zäunen und Mauern Europas stehen und vermutlich keine schönen Weihnachten erleben werden; es ist eine Sache, dass die Umweltzerstörung neue Dimensionen erreicht und die Biosphäre immer mehr leidet; es ist eine Sache, dass ein Virus uns immer noch in seinen Fängen hält und viel Elend und Tod verursacht. Es ist aber eine andere Sache, dass alle diese Herausforderungen zusammen eine politische und gesellschaftliche Atmosphäre hergestellt haben, wo zunehmend Winter, Kälte und Düsternis herrschen: verwirrende Statistiken, hasserfüllte Drohungen; totalitäre Perspektiven; skrupellose Berechnungen; viel Angst, Wut und Enttäuschung... Das ist sicherlich nicht die einzige, aber eine reale dunkle Dimension unserer Zeit.

Und die Kirche, die als Teil dieser Gesellschaft der Zeit unterworfen ist, lässt diesen düsteren Blick zu. Aber sie will dabei nicht stehenbleiben; sie will den Weg ebnen – und zwar nicht bloß zu einem anderen Blick auf die Wirklichkeit, sondern zu einer anderen Dimension der Realität. Nicht als ob die Kirche selbst klüger und besser wäre, aber sie trägt etwas Klügeres und Besseres in sich, das sie weitergeben muss. Wir gehen dem Licht entgegen, das wir in unserer Gesellschaft noch nicht sehen und wahrscheinlich gar nicht erhoffen können. Auf dieses Licht, das immer neu und beglückend ist, wollen wir uns in dieser Adventszeit vorbereiten und heute schon eine kleine Flamme davon sehen und erfahren.

**Homilie:**

Unsere Lesungen vom Propheten Jeremia und aus dem Lukasevangelium beinhalten zwei Verheißungen, die ziemlich gegensätzlich erscheinen: Jeremia verheißt eine Zeit von Recht und Gerechtigkeit, eine Zeit des Heils, während Lukas von vielfältigen Katastrophen spricht, die bevorstehen. Wie soll man sich das vorstellen: kommt Friede oder Chaos?; oder zunächst Chaos, dann Frieden, und das immer wieder?

Wie schon am vergangenen zwei Sonntagen, atmen auch diese Texte apokalyptische Luft. Dahinter steht eine in der Antike verbreitete Sichtweise über den Verlauf der Geschichte und die Abfolge der Weltzeiten. Demnach ist im Schicksal von Reichen und Herrschaften ein Gefälle zu beobachten: das friedliche und üppige „goldene“ Zeitalter fängt irgendwann zu bröckeln an und wird von minderwertigeren, immer schlechteren Zeiten abgelöst: auf eine silberne Zeit folgt eine eherne, und auf diese schließlich die tönernen Zeit; alles wird instabiler, chaotischer, und Katastrophen erschüttern das Bisherige; Zerfall und Absturz, die Geschichte ist ein Verfall. Bis dann irgendwann durch den totalen Untergang der Weg für einen Neuanfang bereitet wird und wieder die goldene Zeit beginnt. Der Beobachter befindet sich meistens inmitten des größten Chaos und er hält Ausschau nach den Zeichen der Wende. Man hat dies oft als eine ewige Wiederkehr betrachtet: Die Katastrophen der gegenwärtigen Zeit sind Zeichen der bald kommenden Neuen Welt.

Das Judentum hat diese Auffassung über die Weltzeitalter kritisch weiterentwickelt, denn dort hat immer schon die unwiederholbare lineare Zeit eine zentrale Rolle gespielt, die von einem Anfang, der Erschaffung durch Gott, bis zu einem Ziel, der Ankunft bei Gott reicht. Dazu gehört auch die Verheißung, dass die Wellenbewegung von Frieden und Krieg, Ruhe und Chaos, Sicherheit und Katastrophen eines Tages durch Gottes Eingreifen zur Ruhe und zum Frieden kommen wird.

Jesus revolutioniert aber diese Art der Geschichtsauffassung auf seine Weise. Er bleibt zwar ganz in den Fußstapfen der prophetischen Verheißungen, deutet sie aber radikal und bis heute überraschend neu. Einen Schlüssel dazu liefert das Bild des Menschensohnes. Dieses Bild stammt vom Buch Daniel, das gerne apokalyptische Texte zitiert. Wenn man die Figur des

Menschensohnes näher betrachtet, lassen sich einige wichtige Elemente wahrnehmen:

1. Der Menschensohn „kommt in den Wolken“ – ein Bild dafür, dass er von Gott her, aus der himmlischen Sphäre stammt und nicht aus der naturgegebenen Fähigkeit der Menschheit.
2. Er ist aber ein Mensch, fast möchte man sagen: „nur ein Mensch“. Die anderen Reiche, die die Welt beherrschen, werden in solchen Texten als schreckliche Tiergestalten, wie Bestien dargestellt. Denen gegenüber erscheint der „Menschensohn“ geradezu als zart und schwach, ohne besondere Ausrüstung, aber mit der Feinheit und Würde eines Menschen; ein Repräsentant des Humanen.
3. Das Menschliche an ihm ist nicht bloß das Allgemeinmenschliche: Jeremia nennt ihn den „Spross Davids“. Das ist wichtig, da dieser Mensch, der von Gott kommt, nicht „vom Himmel fällt“, sondern aus einer menschlichen Geschichte hervorgeht, nämlich aus der Geschichte Israels. Das ist seine Chance, dem schmalen Faden zu folgen, der von Gott initiiert und ständig begleitet wurde, damit nach einer langen Reife ein Sohn von Menschen zugleich ohne Einschränkung Sohn Gottes genannt werden kann.
4. Im apokalyptischen Bild kommt der Menschensohn allerdings „mit großer Kraft und Herrlichkeit“ (dynamis und doxa), mit „Macht und Ehre“ könnte man das auch übersetzen. Das sind göttliche Attribute, Widerschein Gottes, der an ihm aufleuchtet. Das macht ihn zu einem Menschensohn, der nicht bloß aus der Erde, sondern zugleich vom Himmel kommt. Aber eben kein „Superman“! Was ist denn dann seine Kraft und Herrlichkeit?

Wieder werden wir bei Jeremia fündig: „Er wird Recht und Gerechtigkeit wirken“ – steht dort. Eine andere Ausrüstung hat er nicht. „Gerechtigkeit“ ist die praktische Seite der Wahrheit; und „Wahrheit“ ist das einzige, was den Menschen frei macht, sagt Jesus. Der Prozess, wie in uns und unter uns Sicherheit entstehen und die Angst vergehen kann, hängt mit dieser Wahrheit und Gerechtigkeit zusammen, die Mensch und Gott miteinander verbindet.

Die Revolution Jesu besteht darin, dass er die Erwartung der Erfüllung nicht mehr verschiebt: Diese Erwartung begann mit einem „eines Tages“, „es werden Tage kommen“; daraus wurde dann ein

„bald“, „es steht schon vor der Tür“; jetzt geht Jesus noch einen Schritt weiter und macht daraus ein „Jetzt“, „Heute“. Er sagt sinngemäß: Euch darf das Ende nicht „plötzlich überraschen“, denn ihr kennt es bereits, ihr lebt darin und davon. Paulus sagt es in der Lesung noch klarer: „Ihr habt von uns gelernt, wie ihr leben müsst, um Gott zu gefallen, und ihr lebt auch so.“ Er warnt aber vor zwei Dingen, die die gläubige und nüchterne Gelassenheit gefährden: Der Rausch und die Sorgen des Alltags.

Durch Alkohol oder sonstige Drogen möchte man vor der bedrückenden Realität fliehen – vor der eigenen oder der allgemeinen; man macht sich blind, damit man die Katastrophen nicht sieht. Anders, aber ähnlich blind können uns auch die „Sorgen des Alltags“ machen: im Griechischen steht „biotikos“, alles, was das biologische Leben ausmacht, das kann uns vollständig in Beschlag nehmen und auch ängstigen, wie man es zu Pandemie-Zeiten besonders gut beobachten kann. Unser Leben ist aber viel mehr, tiefer, höher und breiter als die täglichen Sorgen um Gesundheit und Wohlergehen. Unser Leben ist nämlich heute schon verankert in der Ewigkeit und mit dem Himmel verbunden.

Unsere Berufung ist, auch speziell für die kommende Zeit, diese Fülle des Lebens wahrzunehmen und einzuholen. Darin liegt unser Friede, dass wir das Haupt erheben dürfen, mögen auch um uns herum und vielleicht sogar in und an uns selber Katastrophen passieren, denn allem werden wir entrinnen können durch den Menschensohn, dessen Kommen auch heute stattfindet, und durch das Wissen, wie wir leben sollen.